

KYRA GROH

THE PEPPERMINT *hot* CHOCOLATE DILEMMA



**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

Er braucht Inspiration.
Sie braucht einen Mitbewohner.

ROMAN

Forever



Kyra Groh

The Peppermint Hot Chocolate Dilemma

K Y R A G R O H

THE
PEPPERMINT
hot
CHOCOLATE
DILEMMA



Roman

Forever

Forever by Ullstein
www.ullstein.de

Originalausgabe bei Forever

Forever ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin

1. Auflage Oktober 2026

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2026

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text- und
Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an
produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: favoritbuero, München

Titelabbildung: © TaTiAna_P/Shutterstock (Frau);

© bebasgula_studios/Shutterstock (Mann);

© VectorArtist7/Shutterstock (Brille);

© moobeer/Shutterstock (Sterne);

© solar lady/Shutterstock (Getränk)

Gesetzt aus der Albertina by papyrus

Druck und Bindearbeiten: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-98978-000-2

Für alle, die dachten, sie wären
nur die unsympathische Nebenfigur
in ihrem eigenen Leben.

Playlist

Before He Cheats – Carrie Underwood
traitor – Olivia Rodrigo
Moral of the Story – Ashe
I'm Not The Only One – Sam Smith
When You Say Nothing At All – Rowan Keating
I Can Do It With a Broken Heart – Taylor Swift
Dynamite – BTS
Rein Me In – Sam Fender, Olivia Dean
Fade Into You – Mazzy Star
Begin Again – Taylor Swift
Make You Feel My Love - Adele
It's Beginning to Look a Lot Like Christmas – Michael Bublé
Do They Know It's Christmas – Band Aid

Kapitel 1

Heiße Schokolade und ein Shapeshifter-Brownie



Olive

Die eine Hälfte meiner Heimatstadt hält mich für eine gewissenhafte Vorzeigefrau. Die andere für eine unterkühlte Spießerin. Doch niemand hier in Lower Whilby versteht, wieso ich so geworden bin. Keiner versteht, dass beide Definitionen zutreffen. Und gleichzeitig keine.

Lustlos schlage ich die Zeitung, die ich mir vom Ständer genommen habe, auf einer beliebigen Seite auf und stöhne genervt, als ich das Gesicht erkenne, das mir von einer kompletten Halbsseite des Kulturteils mit Grabesmiene entgegenschulzt. Ich schiebe die Klassenarbeiten meiner Viertklässler zur Seite, deren Korrektur ich eigentlich im *Greasy Teaspoon* beenden wollte, und überfliege stattdessen die Headline des Artikels.

frantically, lovingly
Casey O'Leary, der hektisch-liebevolle Mann
hinter dem Weltbestseller

Der hektisch-liebevolle Mann ... Ich wiederhole die Worte noch einmal kopfschüttelnd in Gedanken, doch dann regen sie mich so sehr auf, dass ich sie laut aussprechen muss, um sie aus dem System zu kriegen.

Zwecklos. Der hektisch-liebevolle Mann prangt so fett in meinem Kopf wie sein Antlitz im Feuilleton des *Guardian*. Und dummerweise bleibt mein Blick ebenso starr an seinen stechenden Augen hängen. Das Schwarz-Weiß-Foto zeigt ihn in leicht nach vorn geneigtem Profil – der perfekte Winkel, um ihn scharfkantig, edel und einschüchternd wirken zu lassen, ein wenig wie einen Adler. Mit einer großen gebogenen Nase und eingekerbten Wangen. Ein Gesicht voller Winkel, Ecken und Schatten. Hinter seinem Namen steht eine eingeklammerte 36 im ersten Absatz des Artikels, aber ich finde, er sieht ein wenig älter aus.

Bestimmt, weil das Leben ihn gezeichnet hat, den armen hektisch-liebevollen Mann, der so gerne romantischen Quatsch übers Fremdgehen schreibt. Pff. Ich schlage schnaubend die Zeitung zu und dann doch wieder auf, weil ich jetzt gegen meinen Willen neugierig bin, wieso der *Guardian* ein riesiges Porträt über einen Autor publiziert, der seit zehn Jahren kein gutes Buch mehr geschrieben hat.

Mit frantically, lovingly gelang Casey O'Leary vor zehn Jahren ein Überraschungserfolg. Sein hochgelobter Debütroman wurde in über zwanzig Sprachen übersetzt und vergangenen Winter von einem großen Streamer mit Josh O'Connor verfilmt. Ein Senkrechstart, der das erste Kapitel einer glamourösen Erfolgsgeschichte hätte werden können. Doch der irische Autor lebt zurückgezogen und erstaunlich bescheiden. Interviews gibt er selten, die Presstour zum Film hat er bis auf wenige Ausnahmen abgesagt, und jedes

Mal, wenn das Fernsehen anfragt, bekomme er »schon beim bloßen Gedanken daran einen Stressauschlag«.

Ich habe O'Leary in seiner Wahlheimat London getroffen und mit ihm über Neunzigerjahre-Hip-Hop, Erfolgsdruck und den Unterschied zwischen Liebe auf dem Papier und Liebe im echten Leben gesprochen ...

Ich breche ab, weil es mir nicht möglich ist, weiterzulesen und gleichzeitig die Augen so sehr zu verdrehen, wie ich möchte. Was dieser Mann von Liebe hält, ist mir wirklich so was von egal. Es reicht mir, dass er seine verquere Vorstellung davon zwischen seine Buchdeckel packt und 18 Pfund dafür verlangt. Und was soll überhaupt »in über 20 Sprachen übersetzt« bedeuten? Dass er in einundzwanzig Sprachen übersetzt wurde? Sicher waren es keine 23. Sonst stünde im Artikel, dass es »knapp 25« seien.

Ich schaue noch einmal auf den Mann mit dem Adlerprofil. Ich verstehe, wieso die Presse O'Leary nicht frontal zeigt. Mit diesem voluminösen Mittelscheitel und der runden Brille mit Metallrahmen könnte er entweder als ein besonders stylisher Gen-Z-Boy durchgehen oder die Hauptrolle in der Neunzigerjahre-Romcom *Notting Hill* übernehmen. Er wirkt damit fast unschuldig und jungenhaft. Und das passt nicht so ganz zum Image des zurückgezogenen Literaten, der sich in seinen seltenen Interviews charmant und verletzlich zeigt. Dass Casey O'Leary Erfolgsdruck hat, glaube ich gerne. Immerhin wird er auch zehn Jahre später noch zu seinem Debüt interviewt statt zu einem der Bücher, die in der Zwischenzeit erschienen sind. *frantically, lovingly* hat mich – und den gesamten Buchclub – begeistert, als wir uns letztes Jahr diesen modernen Klassiker vorgeknöpft haben. Ich war anfangs skeptisch, weil die Welt wirklich keinen Mann braucht, der über Liebe schreibt. Aber die Geschichte war roh und ehrlich und schön. Ein

bisschen kitschig vielleicht, aber auf eine unschuldige Weise. Sie handelt von einem Paar, das sich auf der Uni kennenlernt und all die Schikanen einer jungen Beziehung übersteht. Einfach, weil sie sich lieben. Der Buchclub war so gerührt, dass es nur einige Monate später ein weiterer O'Leary-Titel auf unsere Leseliste schaffte. Das aktuelle Buch aus seiner Feder, von dem ich jede Zeile gehasst habe.

Ich sehe Casey O'Leary noch einmal in die abgedruckten Augen und versuche, dabei den Hass zu spüren, der beim Lesen seines letzten Romans in mir gebrodelt hat. Aber die schwarz-weißen Murmeln hinter der Drahtbrille haben etwas merkwürdig Sanftes, Einfühlsames. Ich vergesse bei ihrem Anblick fast, dass Casey O'Leary nur Glück hatte, mit einem Penis auf die Welt gekommen zu sein. Sonst würden seine als Literatur verkleideten Schmonzetten nämlich nicht auf dem Tisch mit den von der Kritik gelobten Büchern liegen, sondern wohlbehütet zwischen Sophie Kinsella und Colleen Hoover im Regal mit den rosa Comic-Covern stehen.

Nicht, dass das etwas Negatives wäre. Es ärgert mich nur, dass ein Mann mit schlechten romantischen Geschichten in der Presse landet, während Frauen nicht mal für gute Bücher Anerkennung bekommen.

Zwar kann Casey O'Leary wirklich toll schreiben, aber fühlen kann er nicht.

»Olive, mein Herzblatt, was kann ich für dich tun?«

Ich blicke auf und sehe Dex Cartwright neben mir am Tisch stehen. Seine Stimme holt mich gedanklich zurück ins *Greasy Teaspoon*. Sie klingt wie eine Mischung aus Whiskey-Cola und einem guten Witz. Und obwohl ich diesen Witz in den letzten Monaten seit meinem Ehe-Aus sehr oft gehört habe, bin ich seiner noch nicht überdrüssig. Im Gegenteil. Ich fange an, sowohl Dex als auch meine Arbeitssessions hier wirklich zu mögen. Dabei ist

diese ganze »Ich korrigiere Aufgabenblätter in einem Café«-Sache nicht wirklich mein Stil. Ich bin eindeutig eine »Ich arbeite in einem Arbeitszimmer auf einem haltungsschonenden Bürostuhl mit einem ergonomischen Mousepad«-Person.

Aber seit die dunkle Jahreszeit angebrochen ist, fällt es mir schwerer, die Einsamkeit in meinem Haus zu ertragen und mir vorzumachen, dass sie mich *empowert*. »Empowerment« – das ist so ein Wort, das in der Theorie gut klingt, sich aber in der Praxis verdammt beschissen anfühlt. Völlig unempowert bereite ich nun im *Greasy Teaspoon*, dem gemütlichsten Café in Lower Whilby, meinen Unterricht vor, korrigiere Klassenarbeiten und konsumiere all die Tassen heißer Schokolade, denen ich die Schuld daran gebe, dass meine Jeans etwas enger sitzen. Diese Jeans, die ich mir letztes Jahr zugelegt habe, weil es mir sehr wichtig erschien, dass in all meinen Kleidungsstücken dieselbe neue – kleinere – Größe stand, die auch in mein Brautkleid eingenäht gewesen war. Es sollte sich schließlich gelohnt haben, dass ich auf einiges verzichtet hatte, um in den Lagen aus Tüll auszusehen wie eine Disney-Prinzessin. Auf heiße Schokolade zum Beispiel. Auf Fast Food. Auf Kohlenhydrate. Auf Fruchtzucker. Auf Milch in meinem Tee. Auf faule Wochenenden auf der Couch. Auf Abende ohne Sport. Auf gute Laune. Und natürlich auf den gesunden Menschenverstand, der mir hätte klarmachen können, dass der Umfang von Schneewittchens Taille genauso realistisch ist wie die Vorstellung, dass eine Horde Walddiere morgens meinen Abwasch erledigt.

»Ich nehme noch eine«, sage ich zu Dex und tippe mit der Spitze meines kleinen Fingers gegen die leer getrunkene Tasse.

Er zieht einen Notizblock aus seiner Hüfttasche und zückt einen Bleistift, der noch kleiner ist als der Rimmel-Lipliner, den ich seit sieben Jahren in der Handtasche mit mir herumtrage. Er hat diesen perfekten »Wie meine Lippen, nur schöner«-Farbton, wes-

wegen seine Produktion selbstverständlich eingestellt wurde und ich bisher keinen Ersatz gefunden habe.

»Mit Sahne?«, fragt Dex, den Bleistift im Anschlag, als wolle er damit gleich ein Schlagzeugsolo trommeln.

»Jap.«

»Darf ich dir wieder einen Keks auf die Untertasse legen? James sagt zwar: ›Keinen Keks für Olive, die isst ihn eh nie.‹ Aber wie ich sehe, wurde der erste Keks vertilgt.« Mit einem Finger, der aussieht, als müsse er dringend nähere Bekanntschaft mit einer reichhaltigen Handcreme machen, zeigt Dex auf meine in der Tat keksfreie Untertasse.

»Berechnest du den?« Ich muss so langsam wirklich auf meine Finanzen achtgeben. Die Ausgaben für das Haus und mein Gehalt als noch sehr junge Lehrerin sind nicht besonders gut vereinbar. Die monatlich laufenden Kosten, die ich bis vor Kurzem noch mit einer zweiten Person geteilt habe, fressen mich auf. Streng genommen wäre es also ein guter Zeitpunkt, um *keine* zweite Schokolade zu bestellen. Generell sollte ich nicht mehr auswärts essen. Getreu dem Motto »Wir haben noch Kakao zu Hause«. Vielleicht sollte ich auch gleich ganz aufhören, Lebensmittel einzukaufen. Und Strom und Gas zu verbrauchen. Brauche ich wirklich einen Internetvertrag? Oder ein Handy? Statt endlos Collagen in der Pinterest-App zu erstellen, die mir nur noch mehr Inspiration für sinnlose Konsumgüter geben, die mein Leben vermeintlich schöner machen, könnte ich dann ja beispielsweise ein Buch lesen. Vielleicht eines von Casey O’Leary. Dabei würde mir vor Wut so warm werden, dass mir die fehlende Heizung im Haus auch gar nicht mehr auffallen würde.

»Der Keks kommt nicht auf die Rechnung«, verspricht Dex. »Und wer weiß, wenn du ein bisschen nett lächelst, wird aus dem

kostenlosen Keks vielleicht sogar das halbe Stück Brownie, das ich nicht mehr verkaufen kann.«

»Dann nehme ich einen von den Keksen, die vielleicht ein Brownie werden.« Ich schenke ihm das unüberzeugendste Grinsen der Welt. Und auch das bekommt er nur, weil ich sicher weiß, dass Dex diese »Lächle doch mal«-Nummer nur ironisch abzieht. Für alles andere ist London Boy viel zu emanzipiert.

»Heiße Schokolade und ein Shapeshifter-Brownie-Keks, ist notiert.«

Dex notiert gar nichts. Ich glaube, Dex hat sich noch nie im Leben etwas notiert. Er steckt Stift und Block unverrichteter Dinge in seine Hüfttasche und lenkt meinen Blick dabei auf den braunen Wollpullover, den er unter seiner Schürze trägt. Ist das *Kaschmir*? Ich kenne Dex Cartwright – ganz Rockstar, der er ist – nur in schlabberigen T-Shirts und löchrigen Jeans.

Der braune Wollpulli mit Markenlogo sieht völlig falsch an seinem sehnigen Körper aus. Dieser Pullover gehört an einen Mann, dem Status wichtig ist. Der auf Qualität achtet. Und auf Etikette. Ein Mann, dem Regeln so viel bedeuten, dass er diesen Pulli nur am Casual Friday im Büro trägt, weil er sonst maßgeschneiderte Anzüge bevorzugt. Ein Mann, der süffisant gelächelt hat, als er das Kleidungsstück vorletztes Weihnachten aus dem dunkelroten Geschenkpapier ausgewickelt hat. Dasselbe Geschenkpapier, in dem er den Ring von Tiffany's verpackt hat, den er – dreist, wie er ist – in seiner Sockenschublade vor mir verstecken wollte. Drei Anlässe sind verstrichen, ohne dass der Mann, dem dieser Kaschmirpullover einmal gehört hat, mir diese Schatulle überreicht hat. Weihnachten, Jahrestag, Geburtstag. Weil er sie nämlich gar nicht für mich gekauft hatte. Ich habe zu all diesen Anlässen Zubehör für meine Küchenmaschine von KitchenAid bekommen, und wahrscheinlich kann ich froh sein, dass es keine CD von Joni Mitchell

war. Das hätte mich vollständig zu Emma Thompson in *Tatsächlich ... Liebe* werden lassen.

Den Schmuck von Tiffany's hat mein Ex Tony nämlich einer anderen geschenkt.

Der Anderen.

»Was hast du da an?«, frage ich wie gelähmt.

»James besteht darauf.« Dex zupft an der Schürze herum. »Ich glaube, er würde uns auch Uniformen tragen lassen, der alte Oberfeldwebel. Aber wahrscheinlich hat er Angst, dass der Anblick von Penn und mir in militärischem Zwirn bei den alten Gnarllys allzu positive Gefühle auslösen würde.« Dex lacht und reibt sich mit der flachen Hand über das ein wenig unförmig herausgewachsene Haar, das er sich im vergangenen Frühjahr zu einem kurzen Buzz-cut rasiert hat. Als Dex nach Lower Whilby gekommen ist, hatten wir einige Startschwierigkeiten. Ich sah in ihm einen jener Menschen, die mich dafür verurteilen, dass ich Regeln, Konventionen und Traditionen ernst nehme. Woran grundsätzlich ja auch nichts falsch ist, ich schieße bloß manchmal übers Ziel hinaus. Während es Menschen wie Dex nicht schert, was andere über sie denken, habe ich mein ganzes Leben danach ausgerichtet.

Genau jenes Leben, das mir beim Anblick des braunen Kaschmirpullovers nun wieder absolut armselig und verschwendet vorkommt. Urplötzlich habe ich das Gefühl, dass alle Blicke im Café auf mich gerichtet sind und alle darüber Bescheid wissen, wie sehr Tony mich hintergangen hat. Die garstigen Gnarly-Zwillinge, die jeden Nachmittag im Café ihre Rente in Bakewell-Tarte und milchigen Tee investieren. Cassie Bronwick aus der Musikschule im Ort, die darauf wartet, sich mit Dex über den Schlagzeugunterricht auszutauschen. Die Gruppe junger Mütter, deren Babys in grauen Wollwalkanzügen und handgestrickten Sturmhauben durchs Café rollen und sich wie lebende Beweise dafür an-

fühlen, dass alles, wofür die Sandersons bis vor wenigen Monaten standen, eine Lüge war.

Die Sandersons. Das sind wir. Das *waren* wir. Tony und ich. Tony, meine erste Liebe. Tony, mein Ehemann, Tony, dem dieser Pullover gehört. Oder gehört *hat*? Obwohl ich Englisch unterrichte, bin ich mir nicht sicher, welches Tempus sich am besten eignet, um über ihn zu sprechen.

»Ich rede nicht von der Schürze«, sage ich mit trockener Kehle zu Dex. »Der Pulli.«

Dex zieht mit gerümpfter Nase die Mundwinkel herunter und hebt ahnungslos die Schultern an. »Keine Ahnung. Hab ihn im Schrank gefunden.«

»In *deinem* Kleiderschrank?« Wie ist dieses Ralph-Lauren-Stück aus reinem Kaschmir zwischen den Bandshirts, Hoodies und zerschlissenen Jeans gelandet?

»Ich glaube nicht wirklich an das Konzept eines eigenen Kleiderschranks. Man kann ja eh immer nur ein Oberteil und eine Hose tragen. Macht doch also viel mehr Sinn, alles zu teilen.«

»Das freut mich für dich, Dex, aber weiß mein Mann auch, dass du seinen Pullover mit ihm teilst?« *Ex-Mann*, schießt es mir durch den Kopf. Ich sollte Tony meinen Ex-Mann nennen. Obwohl wir noch nicht geschieden sind. Wir leben in Trennung, aber kaum jemand weiß davon.

Alle denken, dass Tony unter der Woche in London wohnt, weil er befördert wurde und nun im Head Office von Barclays in der Hauptstadt arbeitet.

Aber Tony wurde nicht befördert.

Er hat sich versetzen lassen. Um näher bei ... *ihr* zu sein.

Ich dachte, es wäre eine Erniedrigung gewesen, als ich letztes Jahr im Herbst nur vierundzwanzig Stunden nach unserer Hoch-

zeit herausgefunden habe, dass Tony mich mit einer Arbeitskolle-
gin betrügt.

Aber das war nichts im Vergleich zu der Zeit danach. Das Jahr, in dem ich es ihm verzieh, die perfekte Ehe inszenierte, Monat für Monat unter Tränen einen Schwangerschaftstest machte und betete, dass irgendetwas einträte, das mich vergessen ließe, was er mir angetan hat.

Nur um dann doch allein zu enden.

Während er bei der Frau ist, die ihm ein Foto ihrer nackten Brust geschickt hat, als er mit mir auf dem Weg in die Flitterwochen war.

Drei Monate ist es her, dass Tony mir verkündet hat, er ziehe nach London. Drei Monate, seit mir klar ist, dass ich nicht mehr lange so tun kann, als wäre meine Ehe intakt. Drei Monate, seit alle meine Träume geplatzt sind. Ich habe versucht, stark zu sein. Habe versucht, selbstbewusst zu sein. Habe meinen Freunden – den wenigen Menschen, die überhaupt von Tonys Auszug wissen – vorgelogen, ich hätte ihn endlich rausgeschmissen. Ich habe all diese neuen Rollen anprobiert wie Dex die Pullover anderer Menschen.

Und jetzt weiß ich nicht mehr, was ich eigentlich fühlen sollte.

Ich war Olive Hayward, die alles erreicht hat, was sie sich in den Kopf gesetzt hat. Und jetzt bin ich Olive Sanderson, die die Scherben ihres Lebens mit Prittstift zusammengeklebt hat und inständig hofft, dass niemandem auffällt, dass es nicht mehr wasserdicht ist.

Kapitel 2

Zum Wegträumen und Schmunzeln



Casey

»Shae!«

Auch mein drittes Rufen ersäuft rettungslos in den lauten Geräuschen aus der oberen Etage. Das schwierige Telefonat, das ich seit einer halben Stunde zu führen und zu meinen Gunsten zu entscheiden versuche, ist eine einzige Mischung aus Entschuldigungen und Könntest-du-das-noch-mal-wiederholen?-s.

Ich kann nicht mehr. Shae geht mir auf die Nerven. Da! Ich hab's gesagt. Ich liebe sie, aber sie geht mir auf die Nerven. Das habe ich wirklich nicht kommen sehen, als sie vier Monate alt war und ich dachte, das Nervigste, was sie fabrizieren könnte, wäre eine Windelexplosion, die vom Steiß bis zum Haaransatz reicht. Aber jetzt – zwölf Jahre später – ist sie in der Frühpubertät, und ich wünsche mir die schlaflosen Nächte und den stinkenden Windeleimer zurück. Sie sind erträglicher als dieser Synthesizer-verzerrte Bass, der von quietschigem Gesang in einer fremden Sprache getoppt wird und den sie immer auf voller Pulle hört, wenn es eigentlich nicht passt. Und es passt nie.

Ich drehe durch.

Wieso hat das Kind statt meiner großen Nase nicht einfach meinen Musikgeschmack geerbt? Da hätten wir beide etwas davon. Shae würde nicht mehr darüber nachdenken, sich die Nase operieren zu lassen, um mehr wie die Sängerinnen in ihren geliebten K-Pop-Videos auszusehen, und ich müsste mir deren Musik nicht anhören.

»Tut mir leid, Andrea, ich ruf dich gleich zurück.« Ich knalle das Festnetztelefon auf die Gabel und entwirre mich aus dem Kabel, in dem ich mich während der letzten Minuten lärmumspülter Diskussion vor Nervosität verheddert habe. Das Schnurtelefon hat schon in diesem Haus gelebt, bevor Shae und ich eingezogen sind. Shae und ich *und Shiv* wäre korrekter, aber ich will mir abgewöhnen, meine Ex-Frau in Aufzählungen einzubeziehen. Siobhan wollte nie in diesem Haus leben. Sie wollte dieses Telefon nicht. Sie wollte Shae nicht. Sie wollte mich nicht. Was genau wollte Shiv eigentlich? Außer die Hälfte von jedem Cent, den ich je verdient habe, als sie beschlossen hat zu gehen?

Nicht viel. Na, dann ist ja gut.

Ich renne in die obere Etage, nehme zwei Treppenstufen auf einmal, weiche unserem Kater aus und trete am oberen Absatz auf irgendetwas, das sich in meinen Fuß bohrt wie eine scharfe Klinge. Ich fluche so laut, dass meine Mutter es sicher bis nach Irland hört und sich gleich bei mir melden wird, um mich zu rügen. »Casey O'Leary, so habe ich dich nicht erzogen!«

Heilige Scheiße ... Immerhin das ist seit zwölfteinhalb Jahren gleich: Ich lege – vertieft in ein Telefonat, vertieft in ein Buch, vertieft in ein Manuskript, vertieft in ein gutes Album – irgendwo im Haus meine Brille ab und trete dann halb blind auf irgendeine von Shaes Spielsachen. Früher war es Lego, jetzt ist es ...

Auf dem Boden liegt etwas, das aussieht wie eine Mischung

aus Schere und gynäkologischem Werkzeug, und ich fürchte, ich habe es beim Drauftreten verbogen. Ich hebe das Folterinstrument auf und versuche, es wieder zu richten, aber ich weiß ja nicht mal, was es ist, geschweige denn, wie es aussehen soll. *Scheiße, ey.* Jetzt streiten wir bestimmt gleich wieder. Und wenn wir streiten, blutet mein Herz, und dann schreibe ich wieder den restlichen Nachmittag nicht.

Ich müsste so dringend schreiben. Früher war ich der Typ, der behauptet hat, so etwas wie eine Schreibblockade gebe es nicht. Jetzt bin ich der vorderste Feldweibel der Blockade, dessen aktueller Text noch nicht mal reicht, um ein Bilderbuch zu füllen, obwohl die Deadline ungefähr gestern war.

Aber die Beziehung zu Shae ist wichtiger. Also humpele ich zu ihrem Zimmer am Ende des schmalen Flurs, hole tief Luft und klopfe an die weiß lasierte viktorianische Tür. Grenzen akzeptieren und so. Ist wichtig. Das weiß ich. Aber manchmal würde ich die Tür gern unangekündigt aufreißen und Shae anweisen, doch wenigstens die scheißsteuren Kopfhörer zu verwenden, die sie unbedingt zum letzten Geburtstag haben wollte. Aber ich verstehe sie ja. Musik muss man laut hören. Ist gut für die Seele.

Als Shae nicht reagiert, klopfe ich noch einmal. Und dann noch einmal. Und dann ein drittes Mal, nur dass ich dabei laut brülle: »SHAE, ICH AKZEPTIERE HIER DEINE GRENZEN, ABER ICH WEISS NICHT, WIE LANGE NOCH, WENN DU NICHT BALD AUFMACHST.«

Die Musik verstummt. Schlurfen. Alles, was Shae tut, erfolgt nur noch schlurfend, die Füße zu heben ist so schrecklich uncool, und während ich mir selbst dabei zuhöre, wie ich das denke, merke ich, wie abgrundtief uncool auch ich geworden sein muss. Ich wusste doch mal, dass Schlurfen die überlegene Fortbewegungsmethode ist. Wann habe ich das vergessen? Wahrscheinlich

gleichzeitig mit der Tatsache, dass man Rucksäcke unter dem Arsch tragen muss, dass Winterjacken überflüssig sind und dass der verpflichtende Religionsunterricht in der Schule mehr so eine Art Vorschlag ist.

Die Tür wird geöffnet, und vor mir steht der kleine Mensch, der dieselbe Nase hat wie ich, aber die rotblonden Haare von seiner Mutter – ein Umstand, den man allerdings nicht mehr erkennen, sondern nur noch am hell schimmernden Scheitel erahnen kann, wo sich die Naturfarbe durch das gefärbte Blauschwarz hindurchkämpft.

Der kleine Mensch geht mir mittlerweile bis zum Kinn. Auch das habe ich nicht kommen sehen, als Shae noch ein Baby war. Es bringt mich dazu, sofort zu erweichen und sie in den Arm nehmen zu wollen. Wann ist sie so groß geworden?

»Diese Tür ist meine Grenze«, schnarrt Shae. »Akzeptier die doch, wenn dir das so wichtig ist, Vater.«

Okay, sie hat meine Nase *und* meine ätzende Fähigkeit, schlagfertige Sätze zu servieren, geerbt. Ich hasse das. Und ich liebe das. Gott, ich *liebe* dieses Kind!

»Ich liebe dich, Tochter«, sage ich.

»Bist du schon wieder sentimental?«

»Nein, ich bin gestresst.«

»Wieso schleimst du dann so rum?« Shae pustet sich einen schwarzen Haarvorhang aus dem Gesicht, und ich denke daran, dass sie als Baby ein Jahr lang praktisch eine Glatze hatte und Shiv ihr trotzdem jeden Tag zwei oder drei Haare mit einer Schleife zusammengebunden hat. Jetzt trägt unser Kind schwarz-pink geringelte Kniestrümpfe mit Schleifen dran. Manche Dinge ändern sich nie, obwohl sie sich doch sehr ändern.

Mist, ich bin echt sentimental.

»Ich kann dich auch anbrüllen, dass du die Musik leiser machen

sollst, wenn dir das lieber ist. Aus dem Grund bin ich eigentlich gekommen!«

»Davon halte ich wenig bis nichts«, murrte die Rabentochter und verschränkt die Arme. Auf ihrem unteren Lidrand ist weißer Kajalstift, der ihre Augen absurd groß wirken lässt. *Daahaaaaad*, das ist *kawaii!*, würde sie mir jetzt zuteenagern, wenn sie meine Gedanken hören könnte.

»Ich muss telefonieren«, sage ich resignierend.

»Schon wieder wegen deinem bescheuerten Buch?«

»Schon wieder wegen meines bescheuerten Buchs«, korrigiere ich, was meine Tochter auf die Palme bringt.

»Hast du es mittlerweile denn mal geschrieben?«

»Ich bin dran!« Drei Worte, die ich in den letzten Monaten gut siebentausendmal zu verschiedenen relevanten Akteuren in meinem Leben gesagt habe – meinem Agenten Stu, meiner Lektorin Andrea, der Programmleiterin sowie jedem einzelnen Mitglied des Marketing- und Vertriebsteams bei meinem Verlag Smith & Tomlinson, meinem besten Freund Bon und natürlich Shae. Dabei habe ich versucht, meiner Tochter mit dem Tag ihrer Geburt beizubringen, dass sie Daddy niemals fragen soll, wann das nächste Buch fertig werden wird. Denn diese Frage hat mich noch nie motiviert, schneller oder mehr zu schreiben. Im Gegenteil.

Seit meinem Debüt hat sich eh jeder Roman angefühlt wie Autofahren mit angezogener Handbremse, aber seit den vernichtenden Kritiken zu *The Benefit of Losing You* kommt mir das Aneinanderreihen von Buchstaben vor, als hätte dieses Auto nicht mal mehr Räder. An Tagen wie heute, an denen Andrea sich nicht mehr mit einem charmanten Spruch mit besonders breitem irischen Akzent besänftigen lässt, glaube ich sogar, im Dach des Autos ist ein Loch, durch das ein Dino seinen Kopf streckt.

»Du bist gar nicht dran, Dad. Ich sehe es in deinem Kopf rat-

tern. Du denkst irgendeinen Quatsch, und er hat nichts mit deinem Buch zu tun.«

»Ich hab an den Dino von den *Flintstones* gedacht.«

Der Nachwuchs kneift vorwurfsvoll und skeptisch die Augen zusammen. »Was soll das schon wieder sein?«

Ich werfe den Kopf in den Nacken und stöhne auf: »Ich habe so dermaßen in deiner Erziehung versagt. Mein Kind kennt die *Flintstones* nicht. Und jetzt sei leise und setz die 50.000-Pfund-Kopfhörer auf, die du unbedingt haben musstest.«

»Es waren keine 500.«

»Na, dann ist ja gut!«

»Du bist so ein Geizhals. Hast du eine Million Bücher verkauft oder nicht?«

Von meinem ersten Roman, ja. Vom letzten? Nicht mal einen Bruchteil.

»Sei einfach ein bisschen leiser und lass mich meiner Lektorin in *Stille* beichten, dass nächsten Sommer niemand am Strand den neuen O'Leary lesen wird.«

»Hätten die sowieso nicht gemacht, die lesen alle *Fourth Wing* oder irgendein anderes Buch, in dem es um Drachen und Sex geht.«

»Drachen und Sex?«, wiederhole ich trocken. Wieso muss ich mit meiner nicht einmal ganz 13-jährigen Tochter über Sex reden? Ist sie nicht gestern noch auf meinen Schultern geritten? Jetzt tanzt sie nur noch auf meiner zu großen Nase herum.

»Ja! Warst du noch nie auf BookTok?«

»Nein«, antworte ich, als hätte sie mir da gerade eine ernst zu nehmende Frage gestellt. Etwa: Hast du heute Morgen schon die Spülmaschine ausgeräumt? Oder: Möchtest du noch einen Kaffee?

»So nennt man die Buchbubble auf TikTok.«

»Ich weiß, was Booktok ist, Shae, ich bin doch nicht aus der Steinzeit.«

»Ach ja? Wie war das mit dem Dino?«

»Es gab keine Dinos in der Steinzeit.«

»Ja, aber bei deiner Geburt gab es noch welche.«

»Ich bin 35 Jahre alt. Nicht 66 Millionen.«

»Du bist im September 36 geworden, Dad.«

»Ich bin 36 Jahre alt. Nicht 66 Millionen«, korrigiere ich stoisch.

»Was hast du da überhaupt in der Hand?« Verdammt, jetzt bin ich geliefert. Shae hat das verbogene Folterinstrument entdeckt. »Ist das meine Wimpernzange?? DAAAHAAAD.« Meine Tochter stürzt auf mich zu und reißt mir das Ding aus der Hand.

»Hättest du sie halt nicht auf der Treppe rumfliegen lassen!«

»Hättest du mal einfach deine Brille angezogen. Wieso musst du immer deine Scheißbrille absetzen und dann vergessen, wo sie ist?«

Ich sollte sie wohl ermahnen, dass sie nicht so mit mir reden darf. Nicht so viel fluchen soll. Nicht mit zwölfteufel über Drachensex reden soll. Nicht so viel Kajalstift benutzen soll. Aber ich mag es, dass Shae so ist, wie sie ist: vorlaut, kreativ mit ihrem Aussehen und ihren Wörtern, unangepasst, furchtlos. Auch wenn es verflucht anstrengend ist. Vor allem, seit wir nur noch zu zweit sind. Nach unzähligen Streits war Shaes Mutter irgendwann ein Wochenende weg, um »Luft zu schnappen« – wie sie es ausdrückte. Beim nächsten Mal war es eine ganze Woche, dann ein Monat. Und während Siobhan so immer mehr Luft schnappte, stellte sie fest, dass sie besser darin war, allein zu sein, als bei uns als Mutter und Ehefrau.

»Ich kann nichts dafür, dass deine Bastelsachen auf der Treppe liegen«, fluche ich.

»Du hast keine Ahnung, was eine Wimpernzange ist, hab ich recht?«

»Und du hast keine Ahnung, was ein Kreuzbandriss ist, den dein Vater sich zuziehen kann, wenn er sich auf der Treppe aufs Maul legt!« Ich wedele vorwurfsvoll in Richtung von dem Teil, das Wimpernzange heißt und von dem ich wirklich keine Ahnung habe, was es ist. Sicher etwas für Wimpern. Für Wimpern von Frauen? In meinen Kritiken zum letzten Buch stand sehr oft, ich hätte keine Ahnung von der Lebensrealität von Frauen. Was ich so bisher nicht unterschreiben wollte. Aber ich sollte vielleicht mal darüber nachdenken.

»Jetzt ist es also alles mal wieder meine Schuld!« Shae schreit so laut, dass unser Kater Rorschach, der gerade in den Raum gestreunert ist, wie von Sinnen aufspringt. Shae nimmt ihn hoch und küsst seinen Kopf. »Sorry, Roro.« Der Kater zappelt, und sie lässt ihn wieder zu Boden. Hätte ich gewusst, dass wir kurz nach der Anschaffung einer Katze Eltern werden würden und dass Kinder im Allgemeinen nicht gut darin sind, die komplizierten Namen von Schweizer Psychologen auszusprechen, dann hätte ich dem Kater wahrscheinlich einen einfacheren Namen gegeben. Aber das Muster in seinem grau getigerten Fell sieht eben aus wie ein Rorschachtest. Und außerdem hört Roro eh nicht auf seinen Namen. Egal, wie man ihn sagt.

»Wer kann denn bitte sonst was dafür, dass diese Wimperngabel auf der Treppe lag?«

»Wer kann denn bitte sonst was dafür, dass ich existiere? Dich hat doch niemand gezwungen, mit 23 ein Kind zu zeugen!«

Klinge ich wie ein sehr schlechter Vater, wenn ich sage, dass ich auch lieber nicht mit 23 ein Kind gezeugt hätte? Ich meine damit nicht, dass ich Shae bereue, um Gottes willen. Ihretwegen habe ich den Tag, an dem Shiv mit bebender Unterlippe vor mir stand und

verkündete, sie sei bereits im fünften Monat, nie bereut. Ich wäre nur gerne 32 gewesen. Und es wäre auch ganz nett, wenn ihre Mutter und ich uns geliebt hätten.

»Gib mir einfach eine halbe Stunde. Danach kannst du dir wieder die Trommelfelle zerstören.«

Shae senkt den Blick. »Dad?«

Ich nicke ihr zu, die Umrisse ihres Zimmers hinter ihr sind verschwommen, aber meine Tochter sehe ich scharf, auch wenn ich meine Brille tatsächlich während des Telefonats irgendwo beiläufig im Stress abgelegt habe. »Ja?«

»Du hast doch keinen Ärger, oder? Du schreibst dieses Buch doch?«

»Klar«, sage ich mit gespielter Zuversicht. Wenn ich eines gelernt habe, dann, dass Elternschaft hauptsächlich bedeutet, Optimismus vorzutäuschen und deine eigenen Probleme für dich zu behalten. Sie haben auf den schmalen Schultern deines Nachwuchses nichts zu suchen.

»Bist du sicher? Gehen wir pleite, wenn du es nicht tust?«

»Nein«, antworte ich und muss ein wenig schmunzeln. Zehn Jahre lukrativer Buchdeals und eine große Verfilmung haben uns auf absehbare Zeit finanziell stabil gemacht. Und ich bin erleichtert, dass ich mir darüber nicht auch noch Gedanken machen muss. Aber dass ich seit Shivs endgültigem Auszug keinen einzigen brauchbaren Satz zustande gebracht habe, kränkt mich auf so vielen Ebenen, dass ich – ironischerweise – keine Worte dafür finde.

»Es wird einfach nur noch peinlicher, meine Tochter zu sein«, resümiere ich.

»Okay.« Shae lächelt. Und wenn sie lächelt, glaube ich, dass alles gut werden kann. Sie nimmt den Kater, der ihr inzwischen

schon wieder friedlich um die Beine streicht, hoch, und er schmiegt sich in ihre Arme wie ein Baby.

...

»Ich bin's noch mal«, sage ich in den Hörer, sobald ich wieder im Erdgeschoss angekommen bin und mich fünf Minuten lang vergewissert habe, dass Shae sich an die Abmachung halten wird. Die Musik ist ausgeblieben, und so habe ich meine Lektorin Andrea Knightley mit einer bleiernen Schwere im Magen zurückgerufen.

»Wunderbares Alter, hab ich recht? Wie alt ist sie jetzt? 13?«

»Fast«, antworte ich. Andrea hat selbst zwei Töchter im Teenageralter, und ich frage mich ernsthaft, wie man die doppelte Dosis so leicht wegstecken kann, wie es bei ihr immer wirkt.

»Richtig schön wird es, wenn sie ihre erste kleine Teenie-Beziehung führt. Dann wirst du keine Nacht mehr schlafen.«

»Ich kann's mir bildlich vorstellen.« Ich sollte froh sein, dass ich das Geständnis auf diesem Weg noch ein wenig rauszögern kann, aber der Small Talk fühlt sich an wie Folter.

Ich muss Andrea sagen, dass es kein Buch geben wird. Dass ich nicht Smith & Tomlinsons großer Spitzentitel im Mai werden kann – auch wenn sie mir diese Premium-Position seit Jahren ermöglicht, sodass meine Bücher immer pünktlich zur Urlaubssaison auf den Tischen im Buchhandel liegen können. Nächstes Jahr wird es keinen neuen O'Leary geben, der als »Die große literarische Strandlektüre« im Feuilleton besprochen wird. Was vermutlich auch nicht eingetreten wäre, wenn ich rechtzeitig etwas zu Papier gebracht hätte. Ich glaube nicht, dass ich noch mal etwas von literarischem Wert schreiben kann. Ich habe mein Pulver bereits mit 24 verschossen, als ich wie im Wahn auf Schlafentzug mit einem Baby und einer Frau, die dieses Leben nicht wollte, immer auf

der Kante zwischen Glück und Unglück wandelte und schrieb, um nicht durchzudrehen.

»Okay, Casey. Der Zeitpunkt ist gekommen«, sagt Andrea mit einer einfühlsamen Strenge in der Stimme, die ich erst ein Mal an ihr gehört habe. Damals hat sie versucht, mir das Ende von *The Benefit of Losing You* auszureden, und rückblickend muss ich zugeben, dass sie damit wohl recht gehabt hat. Wenn ich in der Lage bin, Dinge nachhaltig zu lernen, weiß ich also: Was auch immer sie jetzt sagt, ich sollte kooperieren. »Ich muss dem Vertrieb sagen, ob wir Ende November ein Buch ankündigen können oder nicht. Du solltest einen Großteil des Marketingbudgets als Spitzentitel in der Frühjahrsvorschau bekommen – die müssen also wissen, ob es überhaupt ein Buch zu bewerben gibt. Sonst schieben wir Bella Kaling in den Mai und geben ihr die große Sommerkampagne. Und auch ich ... du weißt, ich komme dir immer entgegen, aber ich muss das Lektorat einplanen, und selbst wenn wir es so spät wie möglich machen – um im Mai zu erscheinen, müssen wir aller spätestens im März drucken. Das sind noch vier Monate, Case.«

Vier Monate. Scheiße. Ich kann in vier Monaten kein Buch schreiben und lektorieren. Ich brauche normalerweise vier Monate, um mir zu überlegen, wovon das Buch überhaupt handeln soll.

»Ich interpretiere dein Schweigen mal als subtilen Hinweis darauf, dass du mir *nicht* verschwiegen hast, dass das Buch längst fertig ist, und es mir nur verheimlicht hast, damit die Überraschung größer ist?«

»Es gibt kein Buch, Andrea.«

Ich rechne damit, dass sie schockiert ist. Ich würde mir fast wünschen, meine Lektorin würde mich anbrüllen, geräuschvoll auflegen oder auf Vertragsbruch pochen und den generösen Vorschuss zurückfordern, den Smith & Tomlinson mir bereits bei Un-

terzeichnung vor zwei Jahren gezahlt hat. Aber wie Andrea selbst sagt: Sie ist immer sehr entgegenkommend und bewahrt auch jetzt die Fassung.

»Gut, dass wir es mal ausgesprochen haben. Okay. Ich sage dem Vertrieb, dass Bella Kaling die Sommerkampagne bekommt. Die werden sich freuen. Sie sagen immer, Romance läuft zur Urlaubssaison deutlich besser als literarische Belletristik. Die Leserschaft will etwas Leichtes zum Sonnenbaden, zum Wegträumen und Schmunzeln.«

»Findet der Vertrieb mich etwa nicht zum Wegträumen und Schmunzeln?«

»Nein«, antwortet sie in demselben trockenen Tonfall, den ich eben als Antwort auf Shaes BookTok-Frage verwendet habe. »Sie finden aber schon lange, dass du auf einem anderen Programmplatz besser aufgehoben wärst. Ich musste bei den letzten drei Büchern hart für diese Positionierung kämpfen, Casey. Früher warst du literarisch *und* unterhaltsam. Das war deine Geheimwaffe. *frantically, lovingly* war Literatur zum Wegsnacken, perfekt für die große Sommerkampagne. Sprachlich niveauvoll, aber zugänglich. Genau das braucht der Buchmarkt, damit die Leserschaft sich auch an literarische Stoffe herantraut.«

Ich seufze tief. Bisher hat Andrea nie so konkret gesagt, dass sie – wie so ziemlich jeder Mensch auf dem Erdball, der meine Bibliografie verfolgt hat – ebenfalls findet, dass *frantically, lovingly* der unerreichte Höhepunkt meines Schaffens war. Und obwohl ich es weiß, schmerzt ihre Einschätzung. Ich sag ja: Pulver direkt beim ersten Mal verschossen.

»Ich mache dir einen Vorschlag: Der andere große Marketing-schwerpunkt in unserer Jahresplanung ist im Herbstprogramm. Ein Titel, den man zu Weihnachten verschenken kann, der also im Oktober oder November erscheinen müsste. Ich kann die Kol-

leg:innen sicher davon überzeugen, dass wir dir die Weihnachtskampagne geben. Aber dafür brauche ich ein geeignetes Buch von dir. Ich brauche *frantically, lovingly* z.o. Witzig, liebevoll, niedrigschwellig, aber wunderschön. Bonuspunkte, wenn es weihnachtlich und ein bisschen romantisch ist.«

»Na, wenn es sonst nichts ist.«

»Kannst du mir das versprechen, Casey?«

»Nein«, sage ich mit Nachdruck.

»Was brauchst du, damit du es kannst? Zeit? Ruhe? Vielleicht einen Tapetenwechsel? Du hockst seit Monaten in diesem Haus, in dem du mit Siobhan gelebt hast ...«

»Das ist es nicht«, unterbreche ich meine Lektorin verärgert, obwohl ich gar nicht weiß, was es ist. Ich will nur nicht, dass es etwas mit Shiv zu tun hat. Genug in meinem Leben hatte mit Shiv zu tun, und es reicht mir so langsam.

»Wenn du meinst.« Andrea seufzt. »Bitte melde dich bei mir. Tauche nicht wieder in der Versenkung ab. Und sag Stu, dass er mir keine albernsten Ausreden mehr auftischen soll – ich könnte ein Buch mit seinen ausschweifenden Mails veröffentlichen. Schreib die nächsten zwei Monate und sag mir dann, wann du realistisch betrachtet abgeben kannst.«

»Okay«, sage ich, obwohl sich jede Faser meines Seins gegen diese Zustimmung sträubt. Ich hasse es, Versprechen zu geben, die ich nicht einhalten kann. Weil ich es hasse, wenn *mir* Versprechungen gegeben werden, die nicht gehalten werden.

»Bevor wir auflegen, wollte ich dich noch um einen Gefallen bitten«, sagt Andrea und wirkt plötzlich verlegen.

»Wenn es je einen Zeitpunkt gab, mich um einen Gefallen zu bitten, dann diesen, Andy. Ich weiß, dass ich es dir zu verdanken habe, dass Smith & Tomlinson überhaupt noch meine Tantiemen auszahlt. Was ist es? Ich mache alles.«

»Meine Schwägerin leitet den Buchclub in einem kleinen Ort in den Cotswolds, und sie hat mich schon etwa ein Dutzend Mal gefragt, ob du nicht zu einer Lesung vorbeischauen könntest. Die Buchhandlung, in der sie sich treffen, hat wohl schon häufiger bei Lisa aus der Veranstaltungsabteilung angefragt, ob sie dich nicht buchen könnten. Aber ehrlicherweise antwortet Lisa nicht mal, wenn ein Laden in einem 3 000-Seelen-Ort nach dir fragt.«

»Ich mache es«, antworte ich prompt, bevor Andrea ihre Frage auch nur formulieren kann. »Sag mir einfach, wann und wo, und ich werde da sein.«

Kapitel 3

Erschreckend sympathisch



Olive

Weil mich der Kaschmirpullover und das Adlerprofil von Casey O'Leary so aus dem Konzept gebracht haben, bin ich zwei Tage später noch immer nicht mit den Arbeiten für meine Grundschulklasse durch. Das sieht mir nicht ähnlich. Aber auch heute grüble ich, statt effizient und konzentriert meine To-dos zu erledigen.

Seit Wochen fühle ich mich, als hätte ich einen Teil meiner Identität verloren, für den ich plötzlich nicht mal mehr einen Namen habe. Ich war immer in einer Beziehung. Und jetzt warte ich darauf, dass das Bewusstsein dafür einsetzt, Single zu sein. *Single*. Mehr als das sogar: Ich bin eine in Trennung lebende Ehefrau. Ich bin eine Frau, die auf eine Scheidung zusteuert. Müsste man das nicht irgendwie in seinem Körper spüren? Ich habe mal gelesen, dass sich alle negativen Emotionen durch Schmerz oder Druck in einem anderen Organ äußern. Wut fühlt man zum Beispiel im Bauch, Angst in der Brust, Ekel im Hals. Und ja, wenn ich sage, ich habe das gelesen, dann meine ich natürlich, dass mir diese Information in Form eines Instagram-Reels in die Timeline gespült

wurde. Mein Algorithmus hat nämlich – im Gegensatz zu meinem Körper – schon lange gespürt, dass ich eine in Trennung lebende, auf die Scheidung zusteuernde Single-Frau bin. Gut 75 Prozent meiner Bildschirmzeit belaufen sich auf den Konsum von Videos, die entweder den Zorn und die Verzweiflung in mir nähren oder die trügerische Hoffnung in mir keimen lassen, ab jetzt werde alles besser, weil ich so eine starke, unabhängige Frau bin.

Und ich möchte behaupten, dass ich wirklich eine starke Frau bin, aber so richtig unabhängig bin ich nicht. Das war ja auch nie der Plan. Ich wollte Teil einer Einheit sein. Ein Mann, ein paar Kinder und ich. Stattdessen war ich das dritte Rad am Wagen meines Mannes und seiner Geliebten. Traurige Ironie.

Die Wut steigt in mir auf, und ich spüre sie tatsächlich in meinem Bauch. Sie ist wie ein Strudel, der meine Magenschleimhäute einzusaugen versucht. Alles in mir fühlt sich an, als würde es in meine Mitte gezogen werden. Vor etwas mehr als einem Jahr, im Herbst, hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich jemals wieder das Wort Single für mich verwenden müsste.

Streng genommen habe ich das nicht mal geglaubt, nachdem ich von Tonys Untreue erfahren hatte. Ich wollte es ignorieren. Und ich habe geglaubt, Tony wäre damit einverstanden. Ich habe geglaubt, Tony wäre *dankbar* dafür. Es war bloß ein unbedeutender Fehler, ein Tabubruch, entstanden aus Panik vor dem großen »Ja, ich will«. So etwas machen Männer doch, habe ich gedacht, fremdgehen, weil ihre Gefühle zu groß sind. Weil sie einen zu sehr lieben. Weil sie sich zu sicher sind, dass nach der Hochzeit das *Für immer* auf sie wartet.

Gott, wie bescheuert war ich.

Der Timer auf meinem Handy schrillt so laut, dass mir der Klang wie ein Messer in die Brust fährt. Es ist derselbe Sound, den ich auch zum Aufwachen benutze, und mein Körper ist darauf

konditioniert, aufzuschrecken, sobald ich ihn vernehme. Ich spüre ihn in Mark und Bein. Fast so wie den Hass auf Tony. Oder vielmehr: wie den Verlust meines alten Lebens.

Ich schalte den Alarm aus und stelle mit Schrecken fest, dass ich die komplette letzte halbe Stunde meinen Gedanken nachgehängt habe, statt meine Arbeit zu tun. Die Lernblätter auf dem höhenverstellbaren Schreibtisch vor mir, auf denen meine Viertklässler ihr Leseverständnis anhand eines Ausschnitts aus *Anne of Green Gables* beweisen sollten, sind noch immer unkorrigiert. Dabei kann ich mich sonst wirklich gut zur Arbeit disziplinieren. Die Methode, die ich bei all meinen Erledigungen, Haushaltspflichten und sogar Hobbys anwende, funktioniert sonst immer: 30 Minuten Konzentration, dann fünf Minuten Entspannung, immer im Wechsel. Stattdessen habe ich gerade 30 Minuten Trübsal geblasen und kann mich nun fünf Minuten darüber aufregen, ehe ich die nächste Session starte.

Doch da piepst auch schon der nächste Alarmton in meinem Handy, begleitet von einem aufpoppenden Kalendereintrag.

Erinnerung: Buchclub, 19 Uhr, One More Chapter.

Der Buchclub? Ist heute etwa Dienstag? Ungläubig werfe ich einen Blick auf den Jahreskalender über meinem Schreibtisch im Arbeitszimmer, auf dem ich für gewöhnlich alle Termine zusätzlich notiere. Handys können immerhin kaputtgehen, und für mich ist es ein Albtraum, Verabredungen und Daten zu verschusseln.

Ich suche die aktuelle Woche auf dem großen Poster, finde sie, es ist die erste im November, und gehe die Tage durch. Tatsächlich. Dienstag. Heute ist der *All-Female-Romance-Book-Club* im *One More Chapter*. Morgen ist Chor, am Donnerstag Aerobic. Am Sonntag hat Dad Geburtstag, und am kommenden Montag ...

Der rasende Zorn detoniert so heftig in mir, dass ich sein Epizentrum nicht mehr erfühlen kann. Wo war noch mal Zorn? In

der Brust? Im Bauch? Eine geschiedene Frau mit Klangschale muss mir das wohl noch mal in einem Instagram-Reel erklären. Das Gefühl ist jedenfalls scharf und mehrzackig. Wie eine Gabel, die sich in mein Herz bohrt, direkt neben das Messer, das das Weckerklingeln eben in mich gestoßen hat. Ich springe auf, packe den Rotstift, von dem ich für die Korrekturen bereits die Kappe abgezogen hatte, und kratze wie im Rausch damit über den Eintrag am Montag.

08:30 Tony Zahnarzt verschwindet unter Rotstrichen, die wie Blutspritzer auf dem Papier erscheinen. Soll ihn doch jemand anderes an seine Arzttermine erinnern. Soll sie doch jemand anderes vereinbaren. Oder soll Tony mit seinen 30 Jahren doch endlich mal lernen, selbst dafür zu sorgen, dass ihm nicht die Zähne wegfaulen. Und wenn sie wegfaulen, dann ist es mir auch egal. SO egal!

Mit schmerzendem Herzen betrachte ich den Termin am nächsten Sonntag. *Dad 60. Geburtstag*. Meine Eltern haben keine Ahnung, dass Tony und ich uns getrennt haben. Sie denken, wie die meisten anderen, dass er nach London versetzt wurde und sich dort der Einfachheit halber ein Zimmer genommen hat. Ich habe ihnen weisgemacht, dass er am Wochenende Fortbildungen hat und sich mit Kollegen anfreundet. Wichtige Kontakte, bla, bla, bla. Und sie haben es – wie alle anderen – geglaubt. Weil Tony ein Typ ist, der so etwas macht. *Networken*, statt bei seiner Frau zu sein.

Es sagt schon eine Menge über meine Ehe aus, dass alle so bereitwillig glauben, dass mein Mann mich monatelang allein in unserem Haus lassen würde.

Ich schlage meine Unterlagen zu und atme ein paar mal tief ein. Bis ich den Sog in meinem Magen nicht mehr so sehr fühle. Bis ich mir vormachen kann, dass es mir gut geht und ich bereit bin, einen weiteren Abend allen etwas vorzuspielen. Ich werde meine Routine nicht schleifen lassen. So etwas mache ich nicht.

Ich bin Olive Hayward. Wenn der Buchclub im Kalender steht, dann gehe ich zum Buchclub.

...

Als die Tür vom *One More Chapter* hinter mir zuschlägt, erklingt ein leises Bimmeln, das bis in jede Ecke des verwinkelten Ladens schrillt. Die Bücher sind davon sehr unbeeindruckt, sie kennen dieses Geräusch längst, weil die meisten von ihnen schon seit Jahren hier rumstehen. Kreuz und quer und umgestürzt in massiven Holzregalen, die nur noch von David Chandlers reiner Liebe zur Literatur zusammengehalten werden. Auch die Beschriftungen der Regalfächer zeigen, dass David Chandler seinen Laden noch immer führt wie vor vierzig Jahren. *Reiseberichte*, *Briefe* und *Tagebücher*, *Schauerromane* ist auf den Bronzeplaketten eingraviert. Sie sehen hübsch aus und verleihen dem ohnehin vor antiquarischem Charme strotzenden Laden eine besondere Note. Dieser Ort wird geliebt. Aber leider werden hier nicht mehr ausreichend Bücher gekauft. Mr Chandler ist bisher nur noch nicht pleitegegangen, weil das Gebäude bereits seit Jahren im Besitz seiner Familie und die Konkurrenz in Lower Whilby eher schwach ist. Würde nebenan nun ein *Waterstones* oder ein anderer großer Laden aufmachen, könnte er das schnuckelige *One More Chapter* auf der Stelle schließen, und die beiden Buchclubs, die hier beheimatet sind, müssten sich einen neuen Ort für ihre Besprechungen suchen. Es gibt also eine Menge Gründe, zu hoffen, dass das niemals passieren wird.

»OLIVE!« Meine Freundin Eleanore kommt, so schnell es die Wände aus Büchern erlauben, die sich zwischen uns aufreihen, auf mich zugeeilt.

»ELEANORE«, imitiere ich ihren Tonfall. Eleanore Morley ist ei-

gentlich immer gut gelaunt und oft wegen der kleinen Dinge im Leben erfreut. Sie gilt nicht umsonst als Lower Whilbys Nummer-eins-Sonnenschein – ein Image, das ihr zwar gerecht wird, sie aber auch ein wenig auf das Abziehbildchen des braven Mädchens reduziert.

»Wieso sind deine Wangen so rot?« Eleanore mustert mich irritiert.

»Es ist kalt draußen«, rede ich mich heraus, wobei meine Gesichtsfarbe sicher auch etwas mit meinen Gedanken an Tonys Zahnarzttermin zu tun hat. Und mit dem Umstand, dass ich die Scharade rund um meine Ehe nun schon so lange abziehe, dass der bloße Gedanke daran, dass die ganze Sache früher oder später endgültig aufliegen wird, mich zum Schwitzen bringt. Und ich hasse Schwitzen.

»Ja, es geht stark auf Weihnachten zu.« Eleanore nickt. »Auch ganz schön, irgendwie. Ich mag den Herbst ja. Aber im November wird er hierzulande eher ungemütlich.«

Ich nicke zustimmend. Ich bin nicht der größte Fan von Wetter-Small Talk, aber ich weiß seinen kulturellen Zweck durchaus zu schätzen. Er liefert einen einfachen Einstieg in das Gespräch, und zweifelsfrei überprüft Eleanore auf diesem Weg, wie meine Laune ist und wie offen wir uns heute unterhalten können. Also reiße ich mich am Riemen und ergänze noch etwas Nettes: »Ich habe jetzt auch genug vom Herbst. Ich will die Tannengirlande aus dem Keller holen und die Weihnachtsstrümpfe am Kamin aufhängen!«

Strümpfe ... Plural! Wessen Strümpfe sollen das sein? Meiner und ...? Tonys etwa? Bestimmt nicht. Ich sollte ihm seinen nachschicken. Dann kann er seine verfaulten Zähne darin aufbewahren.

»Oooh ja!«, schnurrt Eleanore und schaut verträumt gen De-

cke. »Periwinkle Cottage ist jedes Jahr an Weihnachten eines meiner Lieblingshäuser in Lower Whilby. Wenn es schneit, sieht es aus wie ein Lebkuchenhaus mit Zuckerguss, weil ihr es immer so schön dekoriert. Du, meine ich.« Eleanore korrigiert sich in Raketengeschwindigkeit, aber der Satz ist schon draußen und wabert nun zwischen uns, wo er trotz Nores schneller Korrektur von den Bücherregalen um uns herum hin- und hergeworfen wird wie ein Echo.

Ich lächle und bedanke mich bei ihr für das Kompliment, weil es besser ist, zu lächeln. Und weil Eleanore es nicht böse gemeint hat. Periwinkle Cottage sieht wirklich bezaubernd aus, wenn der Schnee auf dem Dach glitzert und die Lichterketten in den Fensterkreuzen blinken. Die Vorweihnachtszeit ist meine liebste Zeit des Jahres. Aber wenn ich daran denke, dass ich die Lichter und Girlanden und Strümpfe dieses Jahr nur für mich aufhängen soll, fühle ich mich wie der einsamste Mensch auf der Welt.

»Okay.« Ich räuspere mich heftig, um die Schwere zu vertreiben, die sich plötzlich in jedem einzelnen Organ breitgemacht hat. Nicht nur Wut im Bauch und Ekel im Hals. Alles. Überall. »Was gab es? Weshalb warst du eben so aufgeregt?«

Noch bevor ich meine Frage fertig gestellt habe, bemerke ich Stühlerücken weiter hinten im Laden. Die nervösen Geräusche, das Schnattern von Unterhaltungen und das Klackern von Absätzen. Es klingt, als wäre viel mehr Betrieb als sonst. Auch kann ich die Stimme von David Chandler ganz deutlich hören, der sich mit einem weiteren Mann unterhält. Der Buchhändler nimmt für gewöhnlich Reißaus, wenn wir hier mit dem Buchclub tagen, und vertraut uns genug, den Laden abzuschließen und den Schlüssel am Ende des Abends in den Briefkasten seines Hauses ein paar Straßen weiter zu werfen. Andere Männer verirren sich auch sel-

ten zu unserem Treffen, schon allein, weil wir es als klare Ansage in unseren Clubnamen integriert haben.

»Das wirst du nicht glauben!« Eleanore greift gleichzeitig nach meinen beiden Händen, die tatsächlich klamm von der Kälte draußen sind. Man weiß, es wird Winter, wenn die Wege in Lower Whilby lang genug sind, um kalte Finger zu kriegen.

»Was?«

»Charlene Knightley hat es irgendwie geschafft, Casey O'Leary für eine Lesung zu gewinnen.«

»Was?« Das kann ich gerade unmöglich korrekt verstanden haben. »Noch mal ganz langsam, Schritt für Schritt!«

»Charlene Knightley ...«, wiederholt Eleanore.

»Unsere Charlene Knightley? Gründerin des *All-Female-Romance-Book-Club*?«

»Genau die.«

»Okay, ich kann folgen.«

»Hat es irgendwie geschafft ...«, fährt Eleanore fort.

»Hat es irgendwie geschafft«, wiederhole ich, um zu bekunden, dass ich sie verstehe, wie eine meiner Schülerinnen, die sich durch Nachsagen die richtige Vergangenheitsform eines unregelmäßigen Verbs einzuprägen versucht.

»Casey O'Leary ...«

»Den irischen Autor Casey O'Leary, der irrtümlich glaubt, er hätte ein Händchen dafür, sich in Frauen hineinzusetzen, und in seinen Büchern gerne Fremdgehen romantisiert, dafür dann aber von der Presse als literarischer Superstar gefeiert wird?«

»Na ja, also ...« Eleanore wiegelt mit dem Kopf ab und senkt dann die Stimme: »Ehrlich gesagt glaube ich, die Presse fand seinen letzten Roman auch nicht so gelungen.«

»Trotzdem drucken sie noch ganzseitige Porträts von ihm in der größten Zeitung des Landes ab.«